Generation Ei

Jetzt bestimmt noch kein Kind! Irgendwann vielleicht schon. Unsere Autorin lässt ihre Eizellen einfrieren und feiert die weibliche Selbstbestimmung.

Von Tabea Venrath, Reportagen, #87, 12.02.2026

I.

Es ist eine sonderbare Sache, sich jeden Abend eine Nadel in den Bauch zu rammen. Vor dem ersten Mal hatte ich mir auf Youtube noch ein Tutorial angesehen, wie man den richtigen Winkel trifft, aber bereits nach dem dritten Abend waren meine Handgriffe so routiniert, dass ich den Eindruck gewann, ich hätte es schon hundertmal gemacht. Der Stoff lagerte im Kühlschrank, neben der Butter. Es waren Ampullen mit einer klaren Flüssigkeit, die ich in ein Gerät einlegte, an welches ich zum Schluss eine feine Nadel schraubte – keine klassische Spritze, eher ein medizinischer Click-Stift, ähnlich einem Insulinpen, nur mit einem anderen Versprechen.

Meist stand ich dabei im Badezimmer, allein, suchte meinen Bauch ab nach Partien, die noch nicht so malträtiert aussahen. Um den Bauchnabel herum waren blaue Flecken, rote Punkte, Einstichstellen vom Vorabend, von den Abenden davor sichtbar. Spuren der Manipulation meines Körpers mit Follitropin alfa, einem synthetischen Hormon, das Wachstum und Reifung der Eizellen in den Eierstöcken anregt.

Ich dachte an Lance Armstrong, an Jan Ullrich, Männer, Radrennfahrer, die des Dopings überführt worden waren. Auch ich praktizierte Doping, Doping meiner Eierstöcke. Nur würde mich am Ende kein Zielband erwarten, kein Siegertreppchen, niemand würde mir einen gekühlten Champagner reichen. Stattdessen würde man mich in steriler Kleidung einen Flur entlangführen, an dessen Ende man mir unter Narkose die reifen Eizellen entnehmen würde. Damit ich in Zukunft ein Kind haben könnte.

II.

Wenn ich zurückblicke, begann alles an einem Tag im Jahr 2014 in der Mensa der Hamburger Uni, wo ich damals studierte. «Hast du's schon mitbekommen?», fragte ich meine Kommilitonin Madeleine, nachdem wir mit unseren grauen Tabletts endlich einen Tisch ergattert hatten. «Facebook friert jetzt Eier ein.» Kurz hielt Madeleine inne und sah von ihrem Essen auf, als hätte ich etwas Unanständiges gesagt. «Nicht nur Facebook», schob ich hinterher, «auch Apple.» Diese Neuigkeiten waren in den letzten Tagen gross durch die Presse gegangen: Die beiden US-Techunternehmen boten ihren Mitarbeiterinnen neuerdings an, ihre Eizellen einfrieren zu lassen. Auf Firmenkosten. Damit sie sie zu einem späteren Zeitpunkt nutzen, das Kinderkriegen nach hinten verschieben konnten. Social Freezing nannten sie das. Was genau daran sozial sein sollte, verstand ich nicht. Doch das Silicon Valley war bekanntlich ein Ort für Zukunftsdenken.

Madeleine und ich waren damals in unseren Zwanzigern, wir verschwendeten keine Gedanken an Schwangerschaft. Ausser vielleicht als vager Albtraum oder Anlass für eine Abtreibung. Am Wochenende gingen wir feiern, am Montag kamen wir übernächtigt zur Vorlesung. Trotzdem wirkte Madeleine provoziert: «Willst du etwa mit Ende vierzig noch ein Kind kriegen?», fragte sie. «Du bist dann über sechzig, wenn sie in die Pubertät kommen. Die armen Kinder.» Sie klang aufgebracht. Unsere Tischnachbarn warfen uns irritierte Blicke zu.

Ich wagte einen zweiten Anlauf. «Aber wenn es medizinisch möglich ist, warum nicht? Ich finde das Angebot von Apple und Facebook ehrlich gesagt fair.»

«Fair?!», prustete Madeleine.

«Ja», sagte ich, «denn was ist mit den Männern? Die können mit sechzig, siebzig noch anfangen! Dagegen hast du nichts einzuwenden?»

Wie schön musste es sein, ein Mann zu sein?! Nicht nur 2014, auch heute verdienen Männer im Mittel immer noch mehr (Pay Gap), kümmern sich weniger (Care Gap), haben den «besseren» Sex (Orgasm Gap). Männer sind auch in Sachen Fruchtbarkeit im Vorteil: Nicht nur kann jeder Einzelne von ihnen theoretisch Tausende Kinder zeugen, sie sind ebenfalls mit einer längeren Zeitspanne gesegnet, sich auf

natürlichem Wege fortpflanzen zu können. (Immerhin sterben sie statistisch gesehen früher.) Während die strukturelle Ungleichheit zwischen den Geschlechtern zunehmend infrage gestellt wird, gibt es über die biologische überhaupt keine gesellschaftliche Verhandlung, wohl wegen der Annahme, dass «Biologie» ein unanfechtbares «Naturgesetz» sei und kein Systemfehler. Ein blinder Fleck im Diskurs mit realen gesellschaftlichen Folgen: Während man werdende Mütter ab 35 Jahren als «Risikoschwangere» klassifiziert, werden Männer als «reif» und «besonnen» wahrgenommen, wenn sie mit über 50 Vater werden. Die Galerie der prominenten Spätväter reicht von George Clooney, der mit 56 seine Familie gründete, bis Robert De Niro, der 2023 mit 79 zum siebten Mal Vater wurde.

Madeleine und ich waren damals nicht die Einzigen, die das Thema Social Freezing bewegte. Die Nachricht von Facebook und Apple löste 2014 ein mediales Gewitter aus, über alle Ressorts hinweg. Der kostenlose Zugang zum Eiereinfrieren würde die Arbeitnehmerinnen ganz im Sinne der kapitalistischen Logik dazu drängen, ihre produktivsten Jahre dem Arbeitgeber zu widmen, statt sie mit dem «unproduktiven» Kinderkriegen zu vergeuden – ganz nach dem Motto: «Arbeite jetzt, kriege Kinder später!» Den unzähligen Kommentatorinnen und Kommentatoren schien es suspekt, dass Frauen von sich aus zwar irgendwann Kinder haben wollten, aber in der nahen Zukunft lieber andere Dinge taten, als Windeln zu wechseln. Sicher war dieser Sinneswandel ein klarer «Win» für die Unternehmen, die mit ihrem neuen «Corporate Benefit» nun zusätzlichen Druck auf die Lebensgestaltung ihrer Mitarbeiterinnen ausübten. Konnten diese ihre reproduktiven Zukünfte überhaupt noch selbstbestimmt gestalten? Allzu verführerisch lockte schliesslich die neue Möglichkeit, das Kinderkriegen einfach aufzuschieben. Unverschämt schien es den Kommentatoren auch, dass Unternehmen nun grösseren Einfluss auf die Reproduktion und damit das Privatleben von Frauen nehmen könnten als der Staat, der mit Kitaplätzen, Elternzeit und Kindergeld die Vereinbarkeit von Kindern und Karriere propagierte.

Aber konnte in dieser Geste aus dem Silicon Valley nicht auch Hoffnung stecken, fragte ich mich inmitten der medialen Entrüstung, Hoffnung für einen Raum, in dem Frauen nicht bloss funktionieren, sondern auch atmen dürfen – wie die Männer? Einen Raum, der Platz lässt für Lebenswege abseits von Schablonen. Der den Frauen nicht

abverlangt, alles in relativ kurzen Zeitetappen auf die Kette kriegen zu müssen – Ausbildung, Berufserfahrung, Partnersuche –, um dann spätestens mit Mitte dreissig die Kinderfrage anzusteuern, weil es sonst vielleicht zu spät ist.

Schon damals, in der Hamburger Uni-Mensa, spürte ich, dass etwas an mir zog. Eine Sehnsucht, nach einem offenen Leben und nach Gestaltungsspielraum, auf Augenhöhe mit den Männern. Und obwohl ich mir zu jenem Zeitpunkt überhaupt nicht vorstellen konnte, dass mich diese Reproduktionstechnologie jemals selbst betreffen würde, empfand ich Erleichterung. Darüber, dass da plötzlich eine Chance war.

III.

Kurz vor meinem 30. Geburtstag, im Jahr 2019 – ich war inzwischen von Hamburg nach Berlin gezogen –, schrieb ich nach einer durchzechten Nacht auf eine Serviette drei Dinge, die mir als sinnvolle Investitionen in meine Zukunft erschienen:

Kunst sammeln.

Aktien kaufen.

Meine Eier einfrieren.

Ich befand mich mitten in der berühmt-berüchtigten «Rushhour des Lebens». Berlin pulsierte, und ich hetzte hinterher, damit beschäftigt, meine berufliche Zukunft in Bahnen zu lenken, Geld für die Miete zu verdienen, mein Studium endlich abzuschliessen. Zudem wurde meine Mutter zwischenzeitlich sehr krank, auf dem Fahrrad zum Krankenhaus dachte ich erstmals an meine eigene Sterblichkeit, die Endlichkeit meines Körpers.

Ich legte die Serviette in ein Notizbuch und fand sie erst Jahre später wieder, zu einem Zeitpunkt, als es schon fast zu spät war, eine bewusste Entscheidung zu treffen.

IV.

Das Jahr 2021, Spätsommer. Nach wochenlanger Hitze war das Gras an den Strassenrändern gelb und brüchig. Bruno hatte vorgeschlagen, Tischtennis spielen zu

gehen. Ich war ohne Erwartungen. Der beste Zustand, um jemanden kennenzulernen. Unsere ersten Ballwechsel waren holprig, doch schon wenig später kam dieser Moment: Unsere Bewegungen begannen ineinanderzugreifen, mühelos. Die Art, wie wir die Bälle hin und her schlugen, schweigend, präzise, ohne Zögern, hatte etwas von einer stillen Konversation auf Augenhöhe. Kein Flirt, vielmehr die Einladung zu einem gemeinsamen Takt. Als sich unsere Hände zum Handschlag über der Tischtennisplatte berührten, wusste ich: Ich möchte ihn wiedersehen. Bruno und ich verbrachten die nächsten Wochen miteinander. Aus Wochen wurden Monate, aus Monaten Jahre.

Er hatte schon ein Kind. Elias. Als ich Bruno kennenlernte, war sein Sohn zweieinhalb Jahre alt. Jede zweite Woche lebte er bei ihm. Das machte Bruno zum modernen Halbzeitvater, der mich bereits zu Beginn unserer Beziehung fragte, ob ich Kinder wolle. «Ich weiss es nicht», entgegnete ich ehrlich. Bruno schien erleichtert zu sein, obwohl meine Antwort nur ein klar formuliertes Unentschieden gewesen war. Er gestand mir, dass er sich kein weiteres Kind vorstellen konnte.

Ich sah Elias beim Aufwachsen zu, war dabei, als er lernte, Fahrrad zu fahren, zu schwimmen, plante seine Geburtstage mit: all diese kleinen Rituale, die ein Kind im Leben verankern. Ich erinnere mich, wie ich ihn zum Schwimmkurs brachte, dort im überheizten Flur neben anderen Eltern auf ihn wartete, bis die Stunde vorbei war. Wie er auf dem Spielplatz den anderen Kindern stolz erklärte, dass ich nicht seine Mama sei, aber die Namen der wichtigsten Pokémon beherrschte. Wie seine kleine Hand an der roten Ampel nach meiner tastete. Für Bruno war ich Partnerin, für Elias war ich Freundin, Spielgefährtin, Co-Mutter an der Seitenlinie. Wie praktisch, sagten meine Freundinnen, dass du ein Kind auf Zeit hast, ohne die Last der lebenslangen Verantwortung. Wie schade, dachte ich, dass es kaum Platz gibt neben diesem System, um etwas Gemeinsames zu imaginieren, etwas Eigenes. Meine Position fühlte sich o fragil an.

Es war nicht ein plötzliches Ereignis, aber mit der Zeit verschob sich etwas zwischen Bruno und mir. Wir manövrierten weiter zwischen zwei Wohnungen, zwischen seiner Woche mit Kind und unserer gemeinsamen Woche ohne. Aber immer öfter dachte ich darüber nach, wie schön es wäre, mit Bruno ein eigenes Kind zu haben. Bruno hoffte, dass mein Wunsch vorübergehen würde. Ihn schien das Gefühl zu plagen,

nicht zu genügen. Und je öfter ich laut darüber nachdachte, wie es sein könnte, ein Kind mit ihm zu haben, desto stiller wurde er, ausweichender. Wir hatten doch ein gutes Leben! Wozu brauchte es da noch ein weiteres Kind?

V.

Ich brauchte Klarheit, wollte wenigstens wissen, wo ich mich auf der biologischen Timeline befand. «Wir nehmen Ihnen Blut ab und bestimmen Ihren AMH-Wert», erklärte mir meine Frauenärztin bei meinem nächsten Termin. So wenig brauchte es, um herauszufinden, wie viel Zeit noch blieb: den Spiegel des Anti-Müller-Hormons. Je höher der Wert, desto mehr Eizellen hat frau noch übrig. Warum hatte ich eigentlich vom Anti-Müller-Hormon bis dato noch nie gehört?! Der Marker für die, wie meine Ärztin es so treffend beschrieb, «ovarielle Reserve». Wie jede Frau war auch ich: eine Eizell-Reservistin.

Anders als bei Männern, die immer wieder neue Spermien produzieren, ist die Zahl der Eizellen bei Frauen von Lebensbeginn an begrenzt. Ein weiblicher Embryo besitzt etwa sechs bis sieben Millionen Eizellen. Bei der Geburt sind es noch ein bis zwei Millionen. Zur Pubertät bleiben noch 300 000 bis 500 000 übrig. Mit 30 Jahren hat eine Frau durchschnittlich noch 100 000 bis 150 000 Eizellen. Die hohen Werte täuschen allerdings darüber hinweg, dass längst nicht alle Eizellen so weit heranreifen, dass sie beim Eisprung auch springen und befruchtet werden können. In einem Leben sind es geschätzt nur 400 bis 500 Eizellen. Der Rest stirbt einfach ab. Natürlicher Zelltod. Der Alterungsprozess als Frau bedeutet, Inhaberin eines Verlustgeschäfts zu sein. Ein Geschäft, das schleichend insolvent geht, ganz egal, wie gut man wirtschaftet.

Als ich mich wenige Tage später abermals im Besprechungszimmer meiner Frauenärztin einfand, war ich aufgeregt. Halb auf mich, halb auf ihren Computerbildschirm starrend, teilte sie mir mit, dass mein AMH-Wert niedrig sei. «Er entspricht dem Profil einer Mitte 40-Jährigen.» Ich war Mitte 30. Während mir Tränen in die Augen schossen, fuhr die Ärztin fort: «Sie haben noch ein, maximal zwei Jahre Zeit, auf natürlichem Weg ein Kind zu bekommen.»

Jahr um Jahr sassen meine Freundinnen und ich in Praxen wie dieser. Die Gespräche, die wir seit unserer Teenagerzeit dort führten, drehten sich fast ausschliesslich um Verhütung. Aber jetzt, da ein möglicher Kinderwunsch das erste Mal zwischen mir und meiner Frauenärztin ausgesprochen worden war, wurde mir verkündet, dass das Zeitfenster schon fast wieder geschlossen war. Jahrelang hiess es «verhindern», nun plötzlich «sich beeilen». Als Frau war man immer zu früh dran oder zu spät. Zu jung oder zu alt. Es war so *fucking unfair*.

Da die Biologie es nicht gut mit mir zu meinen schien, musste ich sie überlisten. Noch am selben Tag googelte ich Kinderwunschkliniken. Ich wollte nicht schwanger werden. Ich wollte Zeit kaufen.

VI.

Es war ein kalter, grauer Tag, als ich die Klinik im Berliner Westen zum ersten Mal besuchte. Auf den Strassen lag streifiger Restschnee. Ich kann mich nicht mehr erinnern, ob ich Bruno von meinem Termin erzählt hatte. Ohnehin war er mit Reisevorbereitungen beschäftigt. In zwei Tagen würden wir mit Elias nach Brasilien fliegen.

Am Empfang fragte man mich zuerst nach meiner Krankenkassenkarte. Dabei war sie völlig irrelevant, ich wusste, dass ich ohnehin alles selbst bezahlen müsste. Mein damaliger Arbeitgeber war leider kein grosses Techunternehmen. Und das hiesige Gesundheitssystem übernimmt die Kosten nur, wenn das Einfrieren der Eier medizinisch indiziert ist. Wenn der Körper schwer erkrankt ist, etwa an Krebs. Durch Chemotherapie und Bestrahlung droht eine gravierende Schädigung der Eizellen, der man durch Entnahme und Einfrieren vor Beginn der Behandlung zuvorkommen möchte. Ich war nicht krank. Mir war nur die Zeit davongelaufen, und das deutlich schneller als anderen Frauen.

Auch musste ich meinen Ausweis vorlegen, der, wie sich nach und nach herausstellte, hier öfter überprüft werden sollte als an sämtlichen Flughäfen. Die Angestellte hinter dem Tresen machte zusätzlich ein Foto von mir mit einer Webcam, «zur Wiedererkennung», wie sie erklärte, «für die Ärzte». Im Gegensatz zu vielen

anderen Ländern sind Eizellspenden in Deutschland nämlich verboten. Eizellen, die einer Frau entnommen werden, dürfen nur dieser Frau wieder eingepflanzt werden. Wie viele Fälle, fragte ich mich, hatte es in dieser Klinik schon gegeben, in denen eine Frau heimlich für eine andere erschienen war? Identitätstausch im Dienst der Fortpflanzung. Absurd eigentlich, dachte ich, dass Männer einfach so Samen spenden durften. Eine Ungerechtigkeit mehr.

Meine Empörung darüber wurde erst besänftigt, als ein Freund, der selbst gerade Vater geworden war, mir einen Text schickte, der diese Schieflage provokant zurückspielte: Anstatt, dass Frauen ihre Eizellen einfrieren, solle man doch lieber Männern zwischen 20 und 40 eine Vasektomie verordnen, entschieden nach Losverfahren, mit ungewissem Zeitpunkt. In ihrem Gedankenexperiment mit dem Titel *A Modest Proposal* kommt die Autorin Amelia Miller zu dem Schluss, dass die «biologische Uhr» dann für alle gleich schnell tickt – ein Nebeneffekt wäre, dass endlich auch die «ewige Adoleszenz» der Männer beendet würde. Der Eingriff wäre ausserdem günstiger und weniger invasiv als all das, was Frauen beim Eiereinfrieren durchmachen müssen.

Die Klinik, die ich zur Behandlung aufsuchte, war angenehm gedämpft. Ich nannte sie immer die «Apple-Klinik»: clean, soft, beige. Im Wartebereich lief französische Chill-out-Musik. Eine Frau, die dort sass, hob ihren Kopf, sah mich wortlos an, als wollte sie sagen: Ich weiss, warum du hier bist.

Die Ärztin, die mich ins Sprechzimmer rief, war etwa in meinem Alter. Ich begann zu erzählen, nüchtern, sachlich. Als würde ich in einer Werkstatt über ein Problem meines Autos sprechen und nicht über meinen Körper. Brunos und meine Geschichte brach ich auf das absolute Minimum herunter. Die Ärztin nickte. Sicherlich hörte sie so etwas täglich. Dann sprach sie, schnell und präzise. Begriffe prasselten auf mich ein: ICSI. Follikel. Stimulation. Kryokonservierung. Eine Fremdsprache, die ich schnell lernen musste.

Danach bat sie mich, auf dem Untersuchungsstuhl Platz zu nehmen. Ein Stab wurde aus der Halterung gezogen, weiss, glatt, technisch, kurz dachte ich an einen Riesendildo. Das Ultraschallgerät. Meine Eierstöcke erschienen auf dem Monitor, mit

ihren kleinen Eibläschen, Follikeln, in denen die Eizellen heranreiften. Das sah doch ganz okay aus, nicht?

Wenn ich mich für den Eingriff entschied, müsste ich täglich Hormone spritzen, sagte die Ärztin, als wir wieder an ihrem Schreibtisch sassen. Man nannte es Stimulation. Ohne Medikamente reift im weiblichen Körper meist nur eine Eizelle pro Monat heran. Will man die Eier einfrieren für später, manipuliert man den Körper mit Hormonen, damit mehrere Eizellen gleichzeitig heranreifen. Warum denn?! Ein Kind reichte mir doch vollkommen.

Gemessen an meinem Alter, erklärte die Ärztin und zeigte dabei auf eine geschwungene Kurve in einem ihrer Ordner, müsste ich etwa 20 Eier gewinnen, um später gute Chancen zu haben. Mit jedem Schritt, dem Einfrieren, Auftauen und Befruchten, verliere man Eizellen. Nicht jedes Ei sei ideal. Nicht jeder Embryo könne sich später auch erfolgreich einnisten. Bei 20 eingefrorenen Eiern betrage die Chance auf mindestens eine «Lebendgeburt» – in den Unterlagen wurde nie von «Baby» oder «Kind» gesprochen – zwischen 85 und 90 Prozent. Mit anderen Worten: Eine von zehn Frauen, die es schafften, 20 Eier einzufrieren, hatte daraus später dennoch keine «Lebendgeburt». Das so verheissungsvoll klingende Social Freezing war also kein Freifahrtschein für die Zukunft mit Kind, es erhöhte nur die Chancen.

«Auch die Hormonstimulation ist nicht ohne», fuhr die Ärztin fort. Ich müsse mit Nebenwirkungen rechnen, wie Kopf- und Unterbauchschmerzen, Stimmungsschwankungen. Nach etwa 12 bis 14Tagen würde man dann in der Klinik die herangereiften Follikel punktieren: mit einer feinen Nadel in die Eibläschen hineinstechen, um die darin befindlichen Eizellen abzusaugen. «Alles unter Narkose natürlich.» Meine Eizellen würden danach bei minus 196 Grad in flüssigem Stickstoff gelagert, bis ich entschied, was ich mit ihnen machen wollte.

Wollte ich wirklich so ein Kind bekommen? Wollte ich überhaupt Kinder? Nicht zu hundert Prozent. Ausserdem sind Kinder teuer. In Deutschland kostet der Nachwuchs laut Statistiken bis zum 18. Lebensjahr zwischen 150 000 und 200 000 Euro. Und dann kommt noch alles dazu, was sich nicht in Geld übersetzen lässt: Stress, Schlaf- und Zeitmangel. Es gab Tage, da wollte ich ein Kind nur noch zu 52 Prozent, vor allem,

wenn ich in diesen Winterwochen die erschöpfen Mütter im Park sah, mit Augenringen, sprödem Haar und fahlen Gesichtern, wie sie schreiende Kleinkinder durch den Matsch schoben. Aber 52 Prozent waren eben mehr als 50. Ich wollte es mehr, als dass ich es nicht wollte.

VII.

Zwei Tage später flogen wir nach Brasilien. Auf meinem iPhone trug ich die abfotografierten Unterlagen aus der Klinik mit mir. Natürlich sah ich sie mir die nächsten drei Wochen kein einziges Mal an.

Aber in São Paulo beim Frühstück erzählte ich Bruno von der Sprechstunde in der Klinik. Er wusste schon von meinem niedrigen AMH-Wert. Wir sassen draussen vor einem Café in einer ruhigen Seitenstrasse, neben uns blühten tropische Pflanzen. Ohne dass ich es bemerkte, sprach ich bereits in einer medizinischen Fremdsprache, die Bruno nicht verstand. Plötzlich wirkte er sehr weit weg.

Manchmal schaute ich mir später die Fotos der Reise an. Bruno, Elias und ich. Am Strand, im Park, in Cafés. Was sie nicht zeigen: die kleinen Enden hinter den Bildern. Die feinen Risse. Die Momente, in denen ich spürte, wie unser Takt auseinandergeriet. Es war nicht nur das Kinderthema. Es waren Momente der Unaufmerksamkeit, der leise Widerstand gegen etwas Gemeinsames. Es wurde unsere letzte Reise.

VIII.

Zu Hause angekommen, wusch ich erstmal meine Wäsche. Mit dem beruhigenden Geräusch der laufenden Waschmaschine im Hintergrund begann ich, mein Leben neu zu sortieren, und vereinbarte einen Behandlungstermin in der «Apple-Klinik».

Ich hatte eine teure Entscheidung getroffen. Einmal Eier einfrieren kostet zwischen 4000 und 5000 Euro. So viel wie ein gebrauchter Kleinwagen. Oder ein Hermès-Cashmere-Cardigan im Berliner Luxuskaufhaus KaDeWe, wie meine Freundin Wanda beim Schlendern über die Ausstellungsfläche trocken bemerkte. Hinzu käme

jedes Jahr «Miete» für die Lagerung meiner Eier, in futuristischen Tanks neben den Eizellen anderer Frauen, die sich die Prozedur leisten konnten. Warum, fragte ich mich, kann der Staat nicht einfach das Social Freezing für alle bezahlen – statt sich immer nur über die niedrigen Geburtenraten zu beklagen?

Wenige Wochen nach meiner Rückkehr aus Brasilien telefonierte ich mit meiner Freundin Sandra. «Warum», fragte sie wirsch, nachdem sie eine Stunde lang meinem Beziehungsdrama gelauscht hatte, «triffst du nicht einfach jemand anderen? Jemanden, der auch ein Kind will. Geh raus, geh tanzen. Da lernst du bestimmt jemanden kennen.» Das war pragmatisch, aber ich konnte mir nichts Schrecklicheres vorstellen, als in meinem Trennungsschmerz und unter Zeitdruck potenzielle Väter für mein potenzielles Kind zu casten. Männer zu scannen auf Zeugungstauglichkeit, auf Familienwunsch. Gleichzeitig verlor mein Körper weiter Eizellen, Monat um Monat. Ich wollte nicht länger warten.

IX.

Die Kinderwunschklinik wurde für mich zu einem Ort der Wiederholung. Meine Ellenbeugen sahen bald blau, bald gelb aus, weil mir so häufig Blut abgenommen wurde. Dazu die ständigen Ultraschalluntersuchungen. Die Eizellen, um die sich hier alles drehte, bekam ich dagegen nie zu Gesicht. Aber ich las über sie, sammelte Fakten wie Trophäen, als könnte Wissen mein Unbehagen lindern. Die Eizelle ist die grösste Zelle im menschlichen Körper. Etwa 10 000 Mal grösser als ein Spermium, ist sie mit einem Durchmesser von 0,1 bis 0,2 Millimeter mit blossem Auge sichtbar. Ich dachte: Eine Eizelle ist nicht nur biologisch besonders, sie ist geradezu majestätisch.

Eines Tages, auf dem Rückweg von der Klinik, ergoogelte ich in der S-Bahn einen Artikel der *Washington Post* von April 1987. Darin hiess es, dass Eizellen wesentlich fragiler als Embryonen seien. Ich erfuhr, dass der hohe Wasseranteil und die Struktur der Eizelle dazu führten, dass Forschende jahrzehntelang daran gescheitert waren, sie erfolgreich einzufrieren und wieder aufzutauen. Erst das Schockgefrierverfahren, die sogenannte Vitrifikation, liess die Zellen so schnell gefrieren, dass sich keine zerstörerischen Eiskristalle mehr bilden konnten. Dem

australischen Arzt Christopher Chen gelang es schliesslich, sie erfolgreich aufzutauen, zu befruchten und in die Gebärmutter einzusetzen. Nüchtern meldete der Artikel eine künstlich herbeigeführte Schwangerschaft mit Zwillingen.

Wie ich in einem Infoblatt der Klinik später las, mischt man heute den entnommenen Eizellen ein Kryofrostschutzmittel bei, damit sie das rasche Einfrieren und Auftauen besser überstehen. Ich dachte an den Frostschutz für unser Familienauto, den blauen Volvo. Eine grelle Lösung, die meine Eltern früher benutzt hatten. Giftig sowohl für Tiere als auch für Menschen.

X.

Mit einem nervösen Klick bestellte ich die künstlichen Hormone im Wert von 600 Euro bei der Onlineapotheke. Wenige Tage später übergab mir der Paketbote eine unscheinbare Box, die mit Isolierpappe und Kühlakkus ausgekleidet war. Ich nahm die Ampullen heraus und legte sie rasch in den Kühlschrank.

Die erste Injektion in den Bauch kostete mich Überwindung. Ab Tag zwei lief es schon besser. Ab Tag drei ging mir das Spritzen lässig von der Hand. Ab Tag vier bekam ich starke Kopfschmerzen. Ich fühlte mich träge, die Transformation in eine Legehenne spürte ich am ganzen Körper. An Tag fünf verschwanden die Kopfschmerzen, es ging mir plötzlich seltsam gut.

Ich fertigte eine Liste an mit Frauen, die ebenfalls ihre Eizellen eingefroren hatten:

Paris Hilton

Kim Kardashian

Khloé Kardashian

Kourtney Kardashian

Sienna Miller

Amy Schumer

Kristen Stewart

Hilary Swank

Rebel Wilson

Obwohl selbst keine Hotelerbin oder Hollywoodschauspielerin, war ich mit meinem Wunsch, der Biologie ein Schnippchen zu schlagen, offensichtlich nicht allein. Das bestätigte bald auch der Instagram-Algorithmus. Gefühlt jedes zweite Reel, das mir eingespielt wurde, zeigte Frauen Mitte dreissig, die mit ernstem Blick in die Kamera erklärten, warum sie ihre Eizellen eingefroren hatten. Dazwischen: pastellfarbene Fertilitäts-Startups mit Angeboten, in Raten zu zahlen. Die absurde Steigerung des Eier-Contents war ein Post zu einem «Egg Freezing & Crémant»-Abend. Ich war im Sales-Funnel der modernen Reproduktionsmedizin gelandet.

Im Alltag begann ich mehr und mehr mit anderen Frauen über die Prozedur zu sprechen und realisierte, wie viele um mich herum bereits eingefroren hatten oder darüber nachdachten. Freundinnen, Bekannte, Kolleginnen, Studentinnen, Doktorandinnen, Ältere, Jüngere, Gut- und Geringverdienerinnen, in Beziehungen oder gerade getrennt. Manche erzählten offen davon – vor allem, wenn ein medizinischer Grund als Legitimation vorlag. Die anderen baten mich um Verschwiegenheit. Als wäre ich auf die letzte Bastion der Scham gestossen.

Diese Scham war vielschichtig. Es war die Scham darüber, ein sensibles Zeitfenster verpasst zu haben (selbst schuld!). Die Scham, sich in jemanden verliebt zu haben, der den Kinderwunsch nicht teilte (wie blind!). Die Scham, die Zukunft planen zu wollen (wie berechnend!). Die Scham, sich eine Möglichkeit zu erkaufen (wie markthörig!). Die Scham, sich dafür zu verschulden (wie unvernünftig!). Vor allem spürte ich eine diffuse Scham darüber, die Zeit horten zu wollen (wie anmassend!). Dennoch hätten sich alle Frauen, die mir voraus waren, wieder für den Eingriff entschieden. «Dass ich meine Eier eingefroren habe», kommentierte meine Freundin Olivia triumphierend, «hat mich als Frau zwei Köpfe grösser gemacht.»

XI.

In der Nacht vor dem Ultraschalltermin, der darüber entscheiden sollte, ob meine Punktion wie geplant stattfinden konnte, schlief ich unruhig. Ich träumte davon, dass

mir jemand ein riesiges weisses Ei überreichte, das ich fortan durch die Strassen der Stadt tragen musste. Mit unruhigem Herzschlag wachte ich auf.

Den Blick auf den Bildschirm gerichtet, beobachtete ich auf dem Behandlungsstuhl in der Klinik liegend, wie meine Follikel millimetergenau vermessen wurden. Ich hatte die Sorge, dass eines der Eier schon gesprungen, dass ich zu spät war. Oder ein Ei zu früh. Trotz der Medikamente, die ich neben den Spritzen einnahm, um genau das zu verhindern. Während die Ärztin mich untersuchte, musste ich an ein Märchen denken: *Die Henne mit den goldenen Eiern.* Ein Bauer besitzt eine Henne, die ihm jeden Tag ein goldenes Ei legt. Davon wird er sehr reich. Erst freut er sich, dann reicht es ihm nicht mehr. Er wird gierig. Er will alle Eier auf einmal. Also schlachtet er die Henne und schneidet sie auf. Und findet in ihrem Innern weder goldene Eier noch einen geheimen Mechanismus.

«Da, sehen Sie? Schon fast sprungreif», kommentierte die Ärztin. Sie wirkte unzufrieden, es waren nicht annähernd zwanzig Follikel. Ich dachte, ich bin eine schlechte Henne. Aber genau deshalb war ich ja hier.

Wieder zu Hause, musste ich mir als Nächstes um eine exakte Uhrzeit die «Auslösespritze» setzen. So nennt man die Flüssigkeit, die man sich genau 36 Stunden vor der Entnahme injizieren muss. Es kommt mir wie ein medizinisches Wunder vor, dass dieses letzte Medikament die Eierstöcke in exakt 36 Stunden zum Eisprung animiert. Die Eier müssen komplett ausgereift sein, wenn sie punktiert werden – das geht nur mit dieser Spritze. Eine echte Spritze diesmal, kein Clickpen. Zwei Injektionen, die ich sogar selbst anmischen musste. Eine Ampulle ging mir kaputt. Zum Glück hatte ich eine Reserve. Der Stich in den Bauch tat extrem weh. Nachdem ich es vollbracht hatte, realisierte ich das Chaos vor mir: Auf dem Tisch lagen Nadeln, Wattepads mit Desinfektionslösung, aufgebrochene Glasampullen. Ich machte ein Foto vom Tatort und sendete es meiner Freundin Alina: «Im nächsten Leben werde ich Fruchtbarkeitsgöttin oder Junkie», schrieb ich dazu.

«Halte durch! Bald ist es geschafft!», schrieb Alina zurück.

XII.

Am nächsten Morgen ist es so weit. Meine Mutter, die extra nach Berlin gekommen ist, um mich zur Punktion zu begleiten, und ich stehen sehr früh auf, im Volvo fährt meine Mutter mich in die Klinik. Ich fühle die riesigen Follikel in meinem Unterbauch wuchern. Der Eisprung steht kurz bevor. An einer roten Ampel stehen wir etwas länger. Meine Mutter nimmt die Fahrtpause zum Anlass, mir in einem feierlichen Ton zu verkünden: «Ich habe mir immer gesagt: Wenn eine meiner Töchter je eine Abtreibung braucht, bin ich da.» Das hier ist das Gegenteil einer Abtreibung. Und trotzdem ist sie gekommen. Ich bin gerührt. Und ich denke daran, wie verrückt es ist, dass alle Menschen schon zur Hälfte als unreife Eizellen in den Embryonen ihrer Mütter existiert haben. Generationen, ineinander verschachtelt.

In der Klinik angekommen, wünscht meine Mutter mir viel Glück. So wie man einem Kind vor einer wichtigen Prüfung Glück wünscht. Schiss habe ich trotzdem.

Ich werde einen Gang entlanggeführt, an dessen Ende sich ein Zimmer mit zwei Betten befindet. Es ist ein sonniger Tag im Februar, fast unverschämt hell. Ich soll meine Kleidung, meine Tasche, alles, was ich bei mir trage, in einen Schrank einschliessen und dann einen Krankenhauskittel anziehen, darauf wird mir der Schrankschlüssel mit Tape geklebt. Heute bin ich ein Schlüsselkind, albere ich gegen meine Nervosität an. Die Assistentin der Anästhesistin legt mir eine Kanüle für das Narkosemittel.

Als ich bald darauf auf dem OP-Stuhl Platz nehme, werde ich nach meinem Geburtsdatum gefragt. Ich denke an das Webcamfoto, das man bei meinem ersten Termin von mir gemacht hat – bin ich diejenige, die ich vorgebe zu sein? Dann geht alles sehr schnell. Die Anästhesistin sagt, ich solle an etwas Schönes denken, dann erfasst mich ein warmer, diffuser Sog.

Als ich aufwache, befinde ich mich im Zimmer von vorhin. Ich habe gar keine Schmerzen. Ob sie die Punktion wirklich gemacht haben? Eine neue Patientin kommt an, sie macht sich fertig. Ich merke, dass sie unruhig ist, und spüre den Impuls, sie zu besänftigen, schliesslich bin ich nun die Veteranin. Dabei bin ich ihr nur eine halbe

Stunde voraus. Als sie fertig angezogen in ihrem Kittel auf dem Bett sitzt, der Körper angespannt, fragt sie mich: «Und? Wie war's?»

«Es geht ganz schnell», sage ich.

«Bei mir gibt es ohnehin wenig zu holen», sagt sie.

«Dito.»

«Aber ein Ei ist besser als kein Ei.»

Wir müssen beide lachen. Dann wird sie abgeholt für die Punktion.

Ich ziehe mich um, nehme meinen Mantel aus dem Schrank und verlasse den OP-Bereich. Meine Mutter sitzt verloren zwischen zwei heterosexuellen Paaren in ihren Vierzigern. In der Sprechstunde erfahre ich, wie viele Eier eingefroren werden konnten: «Es gab leider nicht so viel zu holen», sagt der Arzt. «Bei Ihnen kämpfen wir um jedes Ei.» Ich kann die Menge an einer Hand abzählen. Die magische Zahl 20 scheint unerreichbar für mich. Er empfiehlt mir, einen weiteren Zyklus zu starten, um mehr Eizellen zu gewinnen. Ich denke an die vielen Spritzen vor dem Spiegel, die Kosten, die Schmerzen – und bin sauer auf meinen Körper.

XIII.

Es ist Juli. Freundinnen haben mir eine andere Praxis empfohlen, diesmal in Berlin-Mitte. Im Eingangsbereich steht ein Storch. Lebensgross, aus Plastik. Er sieht aus, als hätte man ihn aus der Gartendeko-Abteilung eines Baumarkts mitgebracht. Witz und Verzweiflung liegen in dieser Branche manchmal nah beieinander.

Der hiesige Gynäkologe hat einen neuen Vorschlag für die nächste Behandlungsrunde. Wenige Tage später halte ich ein unscheinbares Nasenspray in der Hand. Die Lösung darin soll mich hormonell für einige Tage auf null setzen. Damit die Medikamente, die ich dann wieder spritzen muss, besser anschlagen und mein Körper diesmal mehr Eizellen produziert.

Es ist ein sonniger Sommertag, als ich jemanden zum Eisessen treffe: einen Mann aus einer Dating-App. Er ist charmant, lustig, kann gut zuhören. Zufällig haben wir den gleichen Rückweg in der U-Bahn. Mein Smartphone vibriert und erinnert mich daran,

dass ich das Nasenspray injizieren muss. Es ist mir unangenehm, es jetzt vor ihm zu benutzen, weil ich Angst habe, dass er fragen wird, wozu. Als er einige Haltestellen später aussteigt, bin ich erleichtert, entferne zügig die Sicherungskappe und verpasse mir meine Dosis.

Dieser Zyklus fühlt sich anders an als der erste. Entspannter. Ich bin besser vorbereitet auf das, was kommt. Und weniger allein. Eine Freundin schlägt vor, dass ich mir eine gute Spotify-Playlist vorbereite, die ich mir abends beim Spritzen anhöre. Eine andere Freundin bietet mir an, mich mit ihrem Cabrio von der Punktion abzuholen. Eine weitere Freundin schlägt einfach vor, mir Eizellen zu spenden – zum Beispiel in Spanien, wo das erlaubt ist –, falls die Ausbeute auch dieses Mal zu niedrig ausfallen sollte.

Diesmal begleitet mich meine Schwester zur Punktion. Danach liege ich benebelt im Aufwachraum. Die Ärztin, die mich diesmal punktiert hat, öffnet die Tür, nennt eine Zahl. Habe ich es richtig verstanden, mein müder, mit Hormonen malträtierter Körper hat Unglaubliches vollbracht? Oder bin ich bloss benebelt von der Narkose? Am Abend liege ich müde auf der Couch einer Freundin, die Packung Ibuprofen neben mir. Der Schmerz wird mich einige Tage begleiten.

XIV.

Je länger meine Behandlung zurückliegt, desto häufiger frage ich mich, wer so verrückt ist, heute noch ein Kind zu bekommen. Die Welt ist aus den Fugen: Klima, Kriege, Katastrophen. Ob ich selbst noch biologische Mutter sein werde, fühlt sich wie ein Würfelspiel an. Nur zehn Prozent der Frauen, die ihre Eizellen eingefroren haben, tauen diese je wieder auf. Trotzdem hat sich die Anzahl der Social-Freezing-Zyklen in den USA seit 2014 fast vervierfacht. Big Tech übernimmt auch heute noch vielfach die Kosten für Fertilitätsprogramme, einige europäische Grosskonzerne sind nachgezogen.

Vor kurzem erzählte mir meine Schwester, dass sie schwanger sei. Ich freute mich für sie, beneidete sie aber nicht. Das Leben mit eigenem Kind wäre schön, dachte ich. Ein Leben ohne ist es auch. Offen, provisorisch, frei. Ich wollte es in dem Moment ganz für mich behalten, wollte mich der Länge nach in der Zeit ausstrecken, wollte mein

Leben ausdehnen, in alle Winkel. Ich realisierte, dass ich nun das habe, was Frauen in dieser Gesellschafft oft am wenigsten für sich haben: Zeit.

«Du darfst das Leben nie mehr aufschieben», appelliere ich an die jüngere Version meiner Selbst. Die ältere Version kündigt kurzerhand ihren Geldjob, schreibt mehr Texte denn je, trifft mehr Menschen denn je, arbeitet tags, nachts, eigentlich ohne Unterlass, wenn sie nicht tanzt, liest oder ihren Freundinnen überschwängliche Sprachnachrichten schickt. (Es sind doch die besten Freundinnen der Welt!) Die ältere Version hat die Eier, sich dem Leben vollends hinzugeben.

Es ist nun mehrere Monate her, dass ich den letzten Zyklus abgeschlossen habe. Ich denke, neun ist eine gute Zahl. Neun ist die grösste einstellige Zahl, das Quadrat von drei. Neun ist knapp weniger als die Hälfte von zwanzig, aber genug, um Optionen zu haben. Ich habe neun Möglichkeiten für ein Kind auf Eis gelegt.

Mich gibt es nun gewissermassen an mehreren Orten dieser Stadt. Meine Wintereier liegen im Westen, meine Sommereier in Mitte. «Man soll nicht alle Eier in einen Korb legen», denke ich. In den Westen komme ich nie. Aber eines Abends laufe ich zufällig an der Eingangstür der Klinik in Berlin-Mitte vorbei. Ich denke an die kleinen, fragilen Manifestationen des Lebens, die dort oben eingefroren auf mich warten – und sende einen stillen Gruss an meine Eizellen.